

Cilli Daniioth und das jäh verlorene Paradies

Die Tochter des Urner «Teufelsmalers» Heinrich Daniioth erinnert sich an ihren Vater und ihre Kindertage

Vor gut sechzig Jahren verlor die in Zürich lebende Cilli Daniioth innert kurzem beide Eltern. Nun führt ein Dokumentarfilm über ihren Vater, den Künstler Heinrich Daniioth, sie zurück in ihre Urner Kindheit. Ein Gespräch über Verlust, Enge und Glück.

Urs Bühler

Eine erschütterndere Folge von Schicksalsschlägen ist für ein Menschenleben schwer vorstellbar: Ein Mädchen verliert mit 12 Jahren den Vater und eineinhalb Jahre später die Mutter. Die halbe Kindheit ist ihm genommen, bis hin zur Möglichkeit, sich auch nur einmal pubertierend gegen die Eltern aufzulehnen. Das widerfuhr vor 62 Jahren Cilli Daniioth, 1941 zur Welt gekommen als jüngstes von drei Kindern des Urner Malers Heinrich Daniioth und seiner Frau Hedi Weber. 1953 erlag der Künstler mit 57 Jahren einem Hirntumor, im Folgejahr die Mutter einem Hirnschlag.

Der Enge entflohen

Fünf Jahre, eine halbe Jugend, verbrachte Cilli Daniioth in Schwarz, wie sie sich beim Gespräch in Zürich erinnert. Wie sehr diese Rückschau in Kindertage die besonnene Frau bewegt, die sie so lebendig und detailgetreu zu schildern weiss, spiegelt ganz fein das Gesicht in der leuchtenden Januarsonne. Sie scheint durch die Verglasung des Cafés, die den Blick auf den Sechseläutenplatz freigibt. Frei und unverstellt repräsentiert er an diesem Tag das, was der gebürtige Urnerin an der Stadt gefällt, in der sie heute lebt. Es ist die Weite, das Grossstädtische an diesem Ort, der ja eigentlich keine Grossstadt sei. «Ich will nirgendwo anders sein.» Mit warmem Lächeln erzählt sie zwar später, wie sehr damalige Schulkameraden Anteil genommen hätten an ihrem Schicksal und bis heute an ihr hängen. Doch da war auch dieses Beengende. «Wenn ich aus dem Urnerland herausfahre, wohl es mir ab Brunnen, da wird es weiter. Sehe ich aber den Zürichsee, kann ich aufatmen.»

Anders als ihr Vater damals bei frühen Auslandsaufenthalten plagt sie also kein Heimweh nach dem Kanton, als dessen bedeutendster Künstler Daniioth heute gilt. Seinen Nachlass haben sie und Madeleine Daniioth, die um ein Jahr ältere Schwester, in den letzten vier Jahren digital erfasst. Auftraggeberin war die Altdorfer Dätwyler-Stiftung, gegründet von den Söhnen des gleichnamigen Wirtschaftspioniers, der zu Daniioths Lebzeiten dessen bester Kunde war.

Die Stiftung pflegt das Werk des in Altdorf geborenen Künstlers, das sie im 2009 errichteten Daniioth-Pavillon präsentiert. Mit ihrer Unterstützung wird sein Andenken aber nun auch in einem Dokumentarfilm geehrt, der diese Wo-



«Sehe ich den Zürichsee, kann ich aufatmen.» Cilli Daniioth, Tochter des «Teufelsmalers», in Zürich.

KARIN HOFER / NZZ

che in die Kinos kommt. Zuerst habe sie sich gefragt, ob es so etwas jetzt brauche, sagt Cilli Daniioth. In Zürich möge ihr Vater fast ein Unbekannter sein, in der Innerschweiz aber erscheine andauernd etwas über ihn. Dort sei er noch immer ein Halbgott, er, den sie «Dädi» nennt. Doch der Urner Regisseur Felice Zenoni überzeugte die Schwestern als einzige verbliebene Nachkommen von seinem Projekt. Beide treten sie in seinem Film «Daniioth, der Teufelsmaler» als Zeitzeuginnen auf. Beide trotzten der Angst, dass lange verdrängte Emotionen dabei zu sehr wieder aufgewühlt würden.

Bis ins kleinste Detail weiss Cilli Daniioth beispielsweise im Gespräch die Nacht zu schildern, in der sie und die Schwester die Mutter nach deren schliesslich tödlichem Hirnschlag zu retten versuchten.

Das war in Bremgarten: Die gebürtige Aargauerin, die es laut der Tochter nur aus Liebe zum Mann im engen Urnerland ausgehalten hatte, war nach dessen Krebs Tod mit den Kindern in ihren Heimatort gezogen. Sie hatten sich mit einem Comestiblesgeschäft eine neue Existenz aufzubauen versucht, als das Schicksal erneut zuschlug.

Einst hatte der fürsorgliche Vater Märchen, in denen Figuren starben, beim Erzählen so zu schönen gepflegt, dass die sensiblen Gemüter der Kleinen nicht erschüttert würden. Nun hatte das Leben die Fiktion eingeholt. Nach seinem Tod hatten die Kinder ihr Heimatdorf als Halbweisen verlassen, nun

kehrten sie als Vollweisen zurück. Jedoch nicht ins vertraute Elternhaus, sondern in eine ärmliche Wohnung.

«Wir mussten verdrängen, das Leben zog unerbittlich weiter», sagt Cilli Daniioth fast entschuldigend. Bis zum Schulabschluss wurde sie umsorgt von Tanten, später mehr und mehr auch vom älteren Bruder Albin. Sie machte ihren Weg, wurde Buchhändlerin in Luzern, lernte dort ihren späteren Mann kennen, einen Bühnenbildner. Nun lebt sie seit Jahrzehnten in Zürich. Selbst der Urnerdialekt ist fast ausgewaschen, zumindest, wenn sie mit Zürchern spricht. Und das «Z» am Anfang ihres Vornamens, einer Kurzform für Zäzilia, ist im Lauf der Zeit einem weicheren «C» gewichen, als wolle die Härte des Lebens etwas gemildert werden.

Kinderglück im Atelier

Wenn Cilli Daniioth über ihre frühe Kindheit erzählt, spricht sie von einem Paradies. Das Künstlerleben bot kein Bohémien-Umfeld, sondern eine wohlbehütete Familie. Ihre Augen leuchten, wenn sie von den ersonnenen Gutenachtgeschichten des Vaters berichtet. Von diesem narrativen Talent legt auch die postum veröffentlichte Sammlung «Das Winterbuch für meinen Sohn» ein berührendes Zeugnis ab. Grösste Freude hatte er auch, wenn seine Kinder Stunden bei ihm im Atelier verbrachten, ihm Pinsel reinigten, ihn bei der Farbwahl berieten – oder einfach dasassen.

Stets offen stand die Tür zu diesem Atelier, das etwa gleich viel Raum einnahm wie die Wohnfläche. Das Haus hatte er in Flüelen am Urnersee für seine Familie errichtet, ein moderner Bau mit Sichtbeton, Flachdach, ohne Wände. Das hätten viele Urner als «Werk eines Spinners» bezeichnet, berichtet seine Tochter fast stolz.

Sein berühmtester Wurf, der kurz vor dem Tod an einen Felsen der Schöllenschlucht gemalte rote Teufel mit Geisstäbchen zugeeignet sind. Sehe sie diese Innigkeit, kämen ihr die Tränen, sagt sie: «Die hatten sich so gern.» Auch als dunkle Wolken aufzogen, da sich der Vater in eine andere verliebt hatte und für einige Wochen verschwand, sollen die Kinder nach seiner Rückkehr kaum etwas von einem Bruch gespürt haben.

Beim Erzählen zieht Cilli Daniioth sachte den Teebeutel aus der Tasse, als liesse sich so die Vergangenheit zurückholen. «Wir wurden in ein Paradies geboren und abrupt und schicksalhaft daraus verstossen», heisst es in den biografischen Notizen, die sie mit ihrer Schwester 1996 für das oben erwähnte «Winterbuch» verfasst hat. In ihren feinsinnigen Schilderungen aber blüht ein Teil dieses Paradieses wieder auf.

«Daniioth – der Teufelsmaler», ab 15. Januar in den Deutschschweizer Kinos, in Zürich: Houdini.

Aus für Steo-Stiftung

Schlussfeuerwerk zum Jubiläum

Cédric Russo · Die Steo-Stiftung muss ihre Tätigkeiten nach 50 Jahren einstellen. Der schwankende Finanzmarkt sowie der Rückgang der Zinserträge in den letzten Jahren veranlasste die Stiftung, vermehrt auf ihr Kapital zurückzugreifen, um Projekte finanzieren zu können. Dieses Kapital ist nun aufgebraucht. Mit fünf abschliessenden Grossprojekten will man noch ein letztes kulturelles Feuerwerk zünden.

«Risikofreudig und wirksam»

Am Jubiläum vom Montag liess es sich auch die Kulturministerin Corine Mauch nicht nehmen, der Steo-Stiftung grosses Lob auszusprechen: «Die Stiftung war immer zurückhaltend im Auftritt, zugleich risikofreudig und gerade deshalb wirksam. Die Konzentration ihrer Aktivitäten auf Stadt und Kanton Zürich hat viel Gutes bewirkt», sagte sie. Doch auch ein kleines Statement zur derzeitigen Weltlage liess sich die Stadtpräsidentin nicht nehmen: «Kultur ist für eine offene Gesellschaft essenziell. Und besonders heutzutage ist es wichtig, diese zu verteidigen.»

Markus Notter, ehemaliger Regierungsrat und derzeitiger Stiftungspräsident, sprach von dem guten Ruf, den die Steo in der hiesigen Kulturszene geniesse. Am eindrücklichsten untermauert diese Aussage ein handgeschriebener Brief des Zürcher Autors Peter Kamber, der mit dem Satz beginnt: «Ich bin sprachlos – und weiss gar nicht, wie ich dem Stiftungsrat der Steo danken soll.»

Viele damals unbekannte Künstler und Wissenschaftler konnten durch die Zuwendungen der Stiftung ihre Projekte realisieren; darunter Grössen wie Bice Curiger, Klaus Born, Heinz Niederer, Hans-Ulrich Obrist, Luigi Archetti und die Künstlergruppe Mickry 3.

1900 Projekte in 50 Jahren

Die Steo-Stiftung wurde 1964 von dem Architekten Otto Streicher errichtet. Mit einem Kapital von 2,3 Millionen Franken wollte er Menschen helfen, Imponierendes zu schaffen, die dazu nicht die nötigen Geldmittel hatten. Sieben Jahre später erhöhte seine Witwe Emma Streicher-Jori das Stiftungskapital um 2,75 Millionen Franken. In den letzten 50 Jahren hat die Steo-Stiftung rund 1900 Projekte von unbekanntem Künstlern und Wissenschaftlern mit Beiträgen von insgesamt 13,5 Millionen Franken unterstützt.

Doch statt die verbleibenden Gelder mit Restaurantbesuchen zu verschleudern, wollte man, so Markus Notter, ein letztes Mal fünf Kulturprojekte unterstützen, um sich dann zu verabschieden. «Ein solcher Entscheid hätte Otto Streicher und Emma Streicher-Jori gewiss gefallen», glaubt Notter und hofft, dass die entstehende Lücke von anderen geschlossen wird.

Verschiedene Absichten

Beim Collegium Novum Zürich

Das Collegium Novum Zürich spielte in seinem Konzert im Kleinen Tonhalleaal Musik unterschiedlichster Prägung, darunter zwei Uraufführungen.

Moritz Weber

In diesem Konzert ging es auch um unterschiedliche Intentionen von Musik. Einerseits etwa die Absicht von Komponisten, sich mit Musik aufzulehnen oder gar die Welt zu verbessern, andererseits um Musik als Mittel der Kontemplation. Das Collegium zeigte sich unter dem Dirigat Peter Rundels in Hochform: Es vermittelte nicht nur den jeweiligen Charakter aller Werke überzeugend, sondern brachte auch deren ganz eigene Ästhetiken auf differen-

zierte Weise zum Klingen. Friedrich Schenker war zu DDR-Zeiten einer der radikalsten Verfechter der künstlerischen Freiheit, er wollte sich nicht durch die Vorgaben der Kulturpolitik einschränken lassen. Dieser rebellische und unermüdete Geist ist auch in seinem späten Werk «Ästhetik des Widerstands I» (2012) spürbar. In diesem vierteiligen und sehr dicht gesetzten Stück für Ensemble und Solo-Bassklarinette (Ernesto Molinari) prallen die gegensätzlichsten Stimmungen bis zum Schluss unmittelbar aufeinander.

Treibendes Schlagzeug

Auch in dem vom Collegium in Auftrag gegebenen ersten Teil des «Angelus Novus»-Zyklus des Berliners Helmut Oehring ist ein ähnliches Drängen enthalten. Das unmittelbar ansprechende

und mit Rock-Elementen arbeitende Werk bezieht sich auf Paul Klees Bild «Angelus Novus» sowie auf Texte von Walter Benjamin. Das Schlagzeug treibt die Musik im ersten, mit «Katastrophe» benannten Abschnitt straff voran, später philosophiert der E-Gitarrist im Teil «Traumzeit» mit den Worten Benjamins über die Befreiung der Gedanken. Wie als Bekräftigung erheben sich die Musiker danach von ihren Stühlen und spielen einige Zeit im Stehen weiter. Schliesslich verflüchtigt sich ein kontrapunktischer Bläsertriosatz, der unantastbar zu sein scheint für Störversuche der anderen Instrumentengruppen.

Beschaulich geht es dagegen im ebenfalls uraufgeführten Auftragswerk «Dance of the Magic Waterbells» des Schweizer Michael Pelzel zu. Mit ihren Fingern bringen anfangs einige der Musizierenden Wassergläser in Schwin-

gung. Es entstehen zerbrechliche Klänge, die Pelzel in bezaubernden Harmonien übereinanderschichtet.

Ätherischer Klang

Im Verlauf des Stücks nähern sich auch die Instrumente diesem ätherischen Klang an. Der Komponist lässt drei Musiker als Fernregister von der Empore spielen, wodurch die Atmosphäre das Publikum von allen Seiten einhüllt. Hugues Dufourts «L'Afrique d'après Tiepolo» ist inspiriert vom changierenden Farbenspiel eines Freskos von Giovanni Battista Tiepolo. Das Publikum konnte sich auch in diesem Stück für solistisches Klavier (ausdrucksstark Stefan Wirth) und Ensemble dem Genuss feinsten Klangveränderungen ergeben.

Zürich, Tonhalle, 10. Januar.

JETZT

Filmabend

Er ist bekannt für Filme wie «Sternenberg» oder «Giulias Verschwinden»: der Zürcher Regisseur **Christoph Schaub**. Seine ersten Erfahrungen sammelte er jedoch als 22-Jähriger mit seiner Videokamera mitten in den **Zürcher Jugendunruhen der achtziger Jahre**. Unter dem Titel **«Wie Steine gehen die Bullen»** widmet sich das **Kino Xenix** in einem Filmabend Christoph Schaub's frühem Film- und Video-Schaffen, das bereits die kontrollierte und reflektierte Arbeitsweise erkennen lässt, die seine Dokumentarfilme bis heute prägt. Der Regisseur ist anwesend. *scf.*

Zürich, Kino Xenix (Kanzleistr. 52), 15. 1., 19 h.

www.nzz.ch/nachrichten/kultur